

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 8 (1940-1941)  
**Heft:** 8  
  
**Rubrik:** Kleine Rundschau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# KLEINE RUNDSCHAU

---

## Welsche Bücher

„Wenn wir ein welsches Buch in deutscher Uebersetzung herausbringen“, sagte ein westschweizerischer Verleger, „dann beginnen die Deutschschweizer, das französische Original zu kaufen.“ Die Welschen lieben solch kurze und etwas paradoxe Formeln; man soll sich selber seinen Spruch dazu machen! Hoffen wir aber, dass die Bücher, von denen wir sprechen möchten, nicht erst gelesen werden, wenn der Verleger die Anstrengung gemacht hat, sie auf deutsch erscheinen zu lassen und uns damit sozusagen zu beweisen, dass sie wirklich unser Interesse verdienen. Worauf wir dann ja doch zum Original greifen und nicht zur Uebersetzung — denn wir Ostschweizer sind alle stolz auf unsere Sprachkenntnisse, und ein welsches Buch wollen wir nicht anders als auf Französisch lesen.

\*

*René Burnand: Silence d'une vieille maison (Editions Payot, Lausanne).*

Man kann nicht von René Burnand sprechen, ohne an seinen Vater und seinen Bruder zu denken. Das ist bezeichnend; denn das letzte Werk des Schriftstellers ist nichts anderes als ein Bekenntnis zur Familie. Es ist vom Bruder des Autors, David Burnand, mit hübschen Federzeichnungen ausgestattet worden, und es spricht, wenn auch unter anderm Namen, vom Vater der beiden, Eugène Burnand, dem berühmten und geliebten Maler der Waadt, des Broyetals und des Jorat.

„Silence d'une vieille maison“ ist die Geschichte dieser alten und weitverzweigten Familie Burnand, durch Jahrhunderte hindurchgeführt, und sich drehend um einen einzigen Pol, eine einzige, ruhende Achse: das Haus voll Altertümer, in welchem die Familienglieder sich immer wieder zusammenfinden, in welches sie zurückkehren, wenn sie in der Fremde alt und müde geworden sind — das alte, spalierbewachsene Haus mit Giebel und Turm und dem plätschernden Brunnen unter der Pappel. Wer darin die Treppe hinaufsteigt, der findet von Stufe zu Stufe Waffen, Urkunden, Geweihe und Gemälde aufgehängt, deren jedes eine ganze Perspektive von Erinnerungen öffnet; es ist wie wenn jedes Bild und jede Wandnische zur Tür würde in weite Gänge und Hallen hinein, wo die vergangenen Generationen versammelt sitzen, wo sie „singen, bauen, erben, ackern, säen“ und ihre Schlachten kämpfen.

Zwei Arten von Familiengliedern gibt es: „les fous et les sages“. Die „Tollen“ reisen ins Ausland, nach Frankreich, Holland und dem Orient, machen Karriere oder kommen ins Unglück; und vielleicht sind sie die „Weisen“... Wie spannend die Briefe der Mütter an ihre Söhne in der Fremde, und die Antworten — wie rührend das Tagebuch des

Colonel Maurianne, der nicht weiss ob er fröhlich oder wütend ist, als er in den Krieg zieht. Wie sympathisch der Respekt des Autors vor seiner eigenen Vergangenheit, seine Liebe zum Detail, zu jedem kleinen Gedicht, das er in einer Schieblade finden mag, zu den Töpfchen, Fläschchen und Salben der alten Familienapotheke, zu den Möbeln, den Dokumenten, Photographien und Kostümen, und seine Liebe zu den eigenen Eltern. Der Autor sitzt an einer Quelle der Kraft, die nicht nur sein Buch durchströmt und erfüllt, sondern die unser Land stärken und erneuern kann: Treue zum Heimatdorf, zum alten Haus, zu den Eltern, nährendе Kraft der Familie.

\*

*René Guisan par ses lettres (Edions La Concorde, Lausanne). illustriert.*

René Guisan, der 1934 verstorbene Lausanner Theologieprofessor, ist wohl eine der beliebtesten Persönlichkeiten unter den intellektuell und religiös führenden Männern der Westschweiz. Aus kirchlichen Kreisen schrieb man mir letzthin: „Ich möchte gern einen halben Tag mit Ihnen über dieses Buch sprechen. Für Hunderte von Welschen ist es „das“ Buch des Jahres. Und ich selbst kann Ihnen nicht sagen, wie viel ich dem Autor dieser Briefe verdanke.“ René Guisan war nicht nur Dozent, sondern auch kirchlicher und geistlicher Führer im weitesten Rahmen. Er hat wie kein anderer dazu beigetragen, dass die beiden getrennten protestantischen Kirchen des Waadtlands, Eglise libre und Eglise nationale, sich einander annäherten. Als Professor der Faculté Libre bat man ihn, auch an der Faculté Nationale zu unterrichten; so ward er der Erste, welcher an beiden Fakultäten gleichzeitig unterrichtet hat. Sein Andenken ist eine lebendige Kraft für Viele, um seiner Bescheidenheit, seines disziplinierten Gehorsams, seiner Selbstlosigkeit und Aufopferung willen.

Seine Korrespondenz stellt ein eigentliches, schriftlich ausgeübtes Seelsorgeramt dar. Aus Tausenden von Briefen hatten Pierre Bovet und andere Freunde des Verstorbenen diejenigen auszuwählen, welche ihnen am wichtigsten und aufschlussreichsten schienen. Der vorliegende Band vereinigt die Jugendbriefe aus den Jahren 1892—1905, versehen mit Einleitung und Fussnoten. Der nächste Band wird in allen drei reformierten Kantonen der Westschweiz mit Ungeduld erwartet — in Genf sogar wie in Neuenburg und in der Waadt. Es ist denn auch das Geistesleben der gesamten Westschweiz, das sich in diesen Seiten widerspiegelt. Aktuelle Probleme moralischer, sozialer, politischer Natur sind mit grosser Klarheit vorausgesehen. Das Leben des Verfassers selbst wird uns lebendig in einer plastischen Deutlichkeit, wie keine Biographie sie hätte erreichen können. Und vielleicht das Wichtigste, was die Briefe zu vermitteln haben, bleibt der Ausblick auf all die, welchen Guisan persönlich geholfen und als Freund den Weg gewiesen hat.

\*

*Dorette Berthoud: Vivre comme on pense (Editions Payot, Lausanne).*

Dieses Buch wurde mit dem Schillerpreis ausgezeichnet und hat in der welschen Schweiz ein auffallend starkes Echo gefunden. Eine kurze, erzählende Einleitung zeigt eines der bekannten „Camps de Vaumarcus“, wo junge Leute ein echtes Christentum suchen. Marc Hébrard, ein junger Neuenburger, fühlt hier die Berufung zum Pfarrerramt in sich erwachen; er studiert Theologie und wird protestantischer Dorfpfarrer. Es folgt der Hauptteil, Marcs Tagebuch — die Aufzeichnungen eines Mannes, welcher versucht, „so zu leben wie er denkt.“ Ein kurzer dritter Teil erzählt dann, wie Marc den Freund wiederfindet, der ihm in Vaumarcus den entscheidenden Anstoss gegeben hat; der Freund hat ein schlechtes Leben gelebt und seinen Glauben verloren; er „denkt jetzt so, wie er gelebt hat.“

Neuenburger Geist und Lebhaftigkeit, klare Beobachtung und Wirklichkeitssinn geben den erzählenden Teilen, welche die Umrahmung bilden, eine erfreuliche Frische. Die Bankierstochter, welche Marc beim Essen Gesellschaft leistet und ihn dabei „einschüchterte durch die Art, wie sie einatmete bevor sie zu sprechen begann“ — Marcs Mutter im rosa Schlafrock, die Haare auf bigoudis aufgerollt — der Vater, der seinem Sohn erklärt, an ein Theologiestudium werde er ihm keinen Rappen beisteuern, „wobei er Daumen und Zeigefinger zusammen rundete, um recht deutlich zu sein“ — all dies ist scharf gesehen und auf saubere und erkenntliche Weise in die Sprache übersetzt.

Dagegen mangelt der lange Hauptteil, das Tagebuch, das Marc als Landpfarrer schreibt, aller Lebendigkeit. Schon die Tatsache, dass der Held diese langen Aufzeichnungen verfasst, ist nicht glaubhaft gemacht; und vollends mutet es künstlich an, wenn er seitenlange Dialoge hineinkopieren muss ...

Scheint das Werk uns also ungeeignet als Grundlage für eine christlich-religiöse Diskussion — und als solche ist es in der Westschweiz vor allem aufgefasst und bekannt geworden — so stellt es dagegen ein ausgezeichnetes Zeitdokument dar. Der welsche Protestantismus, seine heutige Problemstellung, ist von der Autorin in neunjähriger Arbeit mit allen Nuancen, allen Verzweigungen und Komplikationen eingefangen worden. Gerade als charakteristisches Kuriosum welschen Geistes ist das Buch daher für uns Deutschschweizer interessant.

\*

*Les mariages manqués de Belle de Tuyll. Lettres de Constant d'Hermenches, publiées par la Baronne Constant de Rebecque et Dorette Berthoud (Editions Payot, Lausanne). Illustriert.*

Mit viel Geschmack wird uns hier ein Briefwechsel präsentiert, der sich zusammen mit den einleitenden und verbindenden Bemerkungen der Herausgeberinnen zum eigentlichen Roman verdichtet. Belle de Tuyll war Holländerin und entstammte der besten Haager Gesellschaft. Im Jahre 1760, im Alter von 20 Jahren, lernte sie den 40-jährigen Constant d'Her-

pu.

menches kennen, einen Schweizer Offizier in fremden Diensten. Constant war verheiratet und besass ein Gut im Waadtland; seine Frau scheint hier ziemlich verbittert die Wirtschaft besorgt zu haben, während ihr Ehemann halb Europa bereiste... Die Korrespondenz zwischen Belle und Constant erstreckt sich über die Jahre 1760—75. Die ganze gesellschaftliche Welt des achtzehnten Jahrhunderts taucht auf, Salongespräche, Intriguen und unendliche Rücksichten auf das allmächtige Qu'en dira-t-on. Das Mädchen ist unruhig, ziellos, es hat nichts zu tun als zynisch zu scheinen — denn das ist die Mode der Zeit — während es ernst und voll unerfüllter Wünsche ist. Der Mann ist ein Geistesmensch, ein homme à succès, der sich eher einredet, Belle zu lieben, als dass er wirklich liebt. Seine besten Briefstellen handeln von militärischen Dingen; aber er hat Angst vor dem Alter, er will sich jung und feurig erhalten, und daher facht er in sich Gefühle und Leidenschaften an, die doch der Echtheit entbehren ...

Belle de Tuyl hat schliesslich einen Monsieur de Charrière geheiratet, der ein Gut in Colombier am Neuenburgersee besass. So wurde sie die berühmte Madame de Charrière — Verfasserin der eleganten und satirischen „Lettres Neuchâtelaises“, Vertraute Benjamin Constants — deren Salon der glänzendste des Welschlands wurde, und deren 200. Geburtstag die Westschweiz dieser Tage gefeiert hat.

\*

*W. A. Prestre: Roquemaure (Editions La Baconnière, Neuchâtel). Illustriert.*

„Ein herrliches Buch“, sagte eine junge Lausannerin; „ich habe nur noch den einen Wunsch: auf die Jagd zu gehen!“ Nun, das ist ein grosser Erfolg für Prestre. Er setzt mitten in unser aufgeregtes zwanzigstes Jahrhundert hinein eine Jagdidylle von solcher Grazie und Menschlichkeit, dass wir im Sturm gewonnen werden.

Prestre erzählt die Jagderlebnisse eines französischen Adligen und seiner Umgebung; die Geschichte spielt in der heutigen Zeit. Der Duc de Roquemaure und seine Meute, die Herren in holzfarbenem Tweed, die Amazonen, der Wilderer, die alte Brisée — eine Welt für sich, voll ungewohnter Dinge und Wörter; aber alles ist eingehüllt in eine menschliche Wärme und Güte, die jedermann versteht. Für die sprachlichen Schwierigkeiten sorgt übrigens das Vorwort, das ein verkapptes Wörterbuch ist, eine Art „100 Worte für die Jagd“, wo die Laien, und besonders die deutschsprachigen, sich genügend Jägerfranzösisch aneignen mögen, um jedem Veneur de France standzuhalten ...

„Roquemaure“ ist ein vornehmes, ein aristokratisches Buch, aber von der echten Sorte. Eine Aristokratie des Herzens, des Mutes, der wortlosen Aufopferung stellt sich den neuen Zeiten entgegen — eine Aristokratie, die so echt ist, dass sie alles überstrahlt, obschon sie untergehen muss, obschon der Duc de Roquemaure immer weniger Jäger, immer weniger Pferde, immer weniger Hunde zur Jagd ausführt. Das Buch wird einem zum Freund, um seiner Einfachheit willen, und um dieses gescheiterten und subtilen Hundekopfes willen, der den Einband schmückt.

\*

*Edouard Martinet: Portraits d'écrivains romands contemporains (Editions La Baconnière, Neuchâtel).*

Wenn Martinet sagt, er wolle nichts anderes als der Westschweizer Dichtung dienen, so glaubt man ihm das aufs Wort. Er hat seine literarischen Artikel und Studien zu einem Band vereinigt, in welchem jeder Satz von der Treue und Anhänglichkeit des Autors gegenüber welschem Schrifttum zeugt; eine liebenswürdige Galerie von Porträten, kaum untereinander verbunden, aber zusammen eine gute Uebersicht bietend, die gerade dem Deutschschweizer wertvoll sein wird. Bekannte Namen wie de Reynold, zu wenig bekannte wie Henri Spiess oder Maurice Kuës werden voll Wärme und Verbindlichkeit präsentiert und jeder in seine Umgebung eingeordnet. Die Serie ist allerdings nicht vollständig; Ramuz ist gar kurz behandelt, Zermatten nur erwähnt, das Ganze merklich auf die Genfer Autoren konzentriert. Aber Martinet kündigt schon eine „zweite Serie“ an, und wir hoffen darin all die zu finden, welche beim ersten Wurf übergangen wurden.

Einen besondern Reiz bilden die guten Zeichnungen von Petrovic — diese sprechende Reihe von gegen zwanzig klugen und entscheidenden Köpfen aus der Westecke unseres Landes genügt schon allein, um das Buch zur Freude und zum menschlichen Geschenk zu machen.

\*

*Jacques-Edouard Chable: Saint Gotthard (Editions Payot, Lausanne).*

„Es war im Jahre achtzehnhundertundneunundsiebenzig, einige Monate vor dem Durchstich des Gotthardtunnels“ ... Postkutschen auf der Gotthardstrasse, Zusammentreffen derer vom Norden und vom Süden droben auf der Passhöhe, Feindschaft der Einheimischen gegen den Tunnel, heimlicher Kampf der Pferdehalter, der Warenträger, der Gastwirte und Postillone gegen Geometer und Ingenieure, hinter welchen das Gespenst der Arbeitslosigkeit aus dem Tal heraufsteigt — das ist die Welt, in welche Chable uns stellt.

Leider ist seine Handlung sogut wie seine Beschreibungen oder die Vergleiche, die er braucht, von grosser Gewöhnlichkeit. Auch seine Sprache ist ungeschickt — er braucht Wendungen wie „Viele dieser Letzteren“ und lässt seinen Helden, einen einfachen Tessiner Burschen, im passé défini reden; der Bauer Hans Ulrich spricht ebenfalls in einem literarisch gehobenen Stil und bewegt sich in grossen Ideen, die wir in Wirklichkeit nie von ihm erwarten könnten. Die Handlung ist derart angelegt, dass der Held nacheinander alles erlebt, was zur Szenerie der Zeit und des Ortes gehört — von den Kapuzinern des Hospizes, welche ihn auf klassisch überlieferte Weise im Schnee finden, bis zu Pressluftbohrern und schwarzem Aberglauben.

Das Buch enthält jedoch eine gute Szene, den Tod des Helden, sowie eine ganz vortreffliche und zentrale Stelle, die wir übersetzt wiedergeben möchten; es ist ein alter Tessiner Hirte, der spricht:

„Der Sankt Gotthard, das ist die Wand zwischen Nord und Süd. Wasser sprudelt aus ihm heraus, wie aus einem grossen Brunnen mit vier



Röhren, wo jeder nach seinem Geschmacke trinken kann ... Und gross ist er, der Sankt Gotthard. Jeder Berg hat seinen Namen, wie die Menschen auch. Einer ruft mir: „Amprino!“ so antworte ich: „Hier!“ und: „Was willst Du?“ denn es ist mein Name. Oder er rief: „Sebastiano Righini!“ so ständest Du auf und riefest zurück: „Hier!“ wie im Regiment. Aber wenn Du rufst: „Sankt Gotthard!“ dann antwortet niemand. Er hört Dich nicht. Er hört und sieht Dich nicht, denn Du bist wie ein Wurm in einer Baumwurzel, und er ist weltengross; wenn er sich umdrehen würde, wie ein Mann im Schlaf, würde Europa erzittern ...”

\*

*Maurice Kuès: Les eaux de Siloë (Editions Aux cinq Coupoles, Genève).*

In der Bibel lese ich, Jesaia 8: „die sanfttrinnenden Wasser Siloahs.“ Bei Kuès lese ich: Tante Charlotte — politisches Programm — Festus und Caesar — Onkel Julius. Die Beziehung zwischen diesem Titel und diesem Inhalt? Vielleicht die: dass der Autor seinen Gedanken freien Lauf lässt, sodass sie sich verbreiten wie die Wasser Siloahs, klar und hellblau.

Auch Kuès führt uns in die Vergangenheit, so wie Chable, wie Burand. Die Familienbibel, voller Lesezeichen, Notizen und gepresster Blumen, ruft seine Kindheit vor ihm auf, seine Mutter, die Freundinnen seiner Mutter, die er nach gutem Brauche „Tanten“ nannte ... So hören wir von Sebulon, Ephraim und Manasse, von Samson, von Titus und Berenice, deren Schicksal uns voll Klugheit und heiterer Breite geschildert wird — aber auch von Chesières im Waadtland, von Katzen und Kaninchen, Kuchen, kleinen Mädchen und von Madame Larivière, der Gemüseverkäuferin unter dem grossen Schirm, mit dem grauwoollenen Halstuch und dem Faiencetopf, auf welchem geschrieben stand: „Estelle“. Wobei man nicht wissen konnte, ob dies ihr eigener Vorname war, oder irgend ein anderes Wort ...

Zwischen all diesen Geschichten und Beschreibungen wird viel erklärt, viel unauffällige Denkarbeit wird geleistet, sodass der Leser nur noch so nebenbei die Früchte einzuheimsen hat: Gedanken über Liebe, Kunst und Tod, über das Schöne, das Wahre und das Glück ...

Die Kraft des erregten Künstlers gibt jedem Wort, all den isolierten und sich widerstrebenden Gedanken, all den trefflich beobachteten, aber unverbundenen stofflichen Details die eine Schwingung, eine Schwingung voll lyrischer Seligkeit, voll Fabulierlust. Das ganze Buch baut auf einem eigentümlichen Gesetz der Spiegelung und zwanglosen Transparenz auf, es hat wirklich die durchgehende Leuchtkraft, die flüssige Bläue des Wassers.

\*

*Noëlle Roger: Une lumière sur le monde. Histoire de la Croix Rouge Internationale (Editions Payot, Lausanne). Illustriert.*

„Alles ist wunderbar in der Geschichte des Roten Kreuzes“, sagt Noëlle Roger. Wir sind ihr dankbar, uns dies Wunderbare in solch einfacher und klarer Weise erzählt zu haben. Viele Schweizer kennen noch

heute nur die primitivsten Tatsachen aus diesem modernen Heldengedicht, welches die Gründung des Roten Kreuzes darstellt; und doch handelt es sich dabei um ein Schulbeispiel dafür, was die Schweiz in Europa vollbringen kann.

Noëlle Roger ist Genferin; im letzten Weltkrieg arbeitete sie als Krankenschwester in Frankreich (aus jener Zeit stammen ihre „Carnets d'une infirmière"); so erfüllt sie alle Voraussetzungen, welche der Gegenstand erheischen mag.

Das wichtigste Kapitel zeigt, wie das Rote Kreuz aus dem Nichts hervorgeht: Geschichte eines Manens, dann mehrerer Männer, die als unerschrockene Pioniere in einer Reihe persönlich-menschlicher Abenteuer etwas Unerhörtes verwirklichten. „Unmöglich", sagten Aerzte und Militärs, „wie wollen Sie Zivilleute in die Schlacht mengen?" — „Vielleicht in Amerika", sagten andere. Aber wir sehen Dunant unbeirrt seine Schrift über Solferino herausgeben, „weil ich musste, weil ich überzeugt war, dass etwas Grosses daraus hervorgehen würde" — wir sehen ihn die Regenten Europas besuchen — wir sehen 1863 in Genf den ersten Kongress tagen, an welchem die Vertreter von vierzehn Regierungen teilnahmen, alle zusammengerufen von ein paar Privatleuten! Die Hilfsstelle für Kriegsgefangene entsteht; der Arzt Ferrière unternimmt einen neuen gewagten Schritt: auf seine Initiative hin wird das Kriegsgefangenenwerk auch auf Zivilpersonen ausgedehnt.

Das Buch ist von grösster Aktualität. Die Kriegsgefangenenstelle arbeitet heute fieberhafter als je; die Nachfragen nach Verschollenen häufen sich — „ganz Polen wird gesucht!" Denken wir uns aus, was geschehen wäre, wenn die paar Gründer ihrer Ueberzeugung nicht gefolgt wären! und was wir heute vermöchten, wenn wir für neue Ziele gleichviel Glauben und gleichviel persönliche Opfer aufbrächten.

\*

*Jean Marteau: La Mainmorte (Editions Corr  a, Paris).*

Seltsam und beglückend, dieses letzte Werk von Jean Marteau. Er ist der Einzige unter den Autoren, von welchen hier die Rede war, der nicht vergessen hat, was Dichten heisst: das schaffen, was nicht ist; das denken und sagen, was nie war — das „ganz Andere" in die Welt stellen. Ach, dass „Dichten" für so Viele nur noch heisst, die Wirklichkeit verarbeiten, durchdenken, beleuchten und betrachten — dass sie alle zu Wiederkäuern geworden sind, sie die uns die frische Nahrung bringen sollten aus dem Reich der Phantasie, aus dem Reich der ungeborenen Bilder und der Träume. Statt dass sie Gebrauch machen vom Recht der Seele, fortzugehen aus der Wirklichkeit, in unbekannte, eigene Tiefen hinabzusteigen und beladen wieder aufzutauchen, aus den grünen und leuchtenden Grundwassern der Seele wieder heraufzusteigen beladen mit allerhand Muscheln, farbigen Steinen und Gewächs, mit den seltsamen, grossen und weichen Blumen des Meeresgrundes, „mit schönen und eleganten Tieren, rubinrot, saphirblau und smaragden grün" — statt dessen k  uen sie an der Wirk-



lichkeit, bis kein guter Faden mehr daran ist; worauf uns ein Roman oder eine Biographie beschert ist, aber wir sind so wenig weitergekommen dabei...

Jean Marteau hat Phantasie; und er weiss sie zu brauchen.

Der Held heisst Claude. Er steht verlassen auf einem kalten Bahnhof und denkt an den Film von vorgestern, in welchem Palmen und Baumwollfelder vorkamen, halbnackte Fellahs in der wabernden Hitze, und der weite, flache Nil mit der untergehenden Sonne. Warum ist er nicht in Aegypten? Eine böse Kraft scheint von der Welt Besitz ergriffen zu haben. Gut dass im Wartsaal des Bahnhofs ein Feuer brennt. Claude setzt sich davor und betrachtet es. „Je dunkler es draussen wird, desto mehr wächst die magische Kraft der Flamme. Es wird Nacht, denkt Claude und wendet den Blick nicht von dem feurigen Haarschopf, der sich im Ofen auf- und abbewegt. Ihm scheint, die Augen wachsen ihm im Kopf, sie werden sehr gross, sie verzehren ihm das ganze Gesicht. So ist es immer, wenn seine Gedanken nicht mehr an Sachen und Menschen haften bleiben, sondern den süssen, den gefährlichen Weg zu wandern beginnen, der hineinführt, immer weiter hinein in die Landschaft, die drinnen ist... „Pass auf, Claude“, sagt seine Mutter dann; „Du gleichst Deinem Vater“. Der Vater ist daran gestorben, dass er seine Gedanken wandern liess. Er liegt jetzt unter dem Boden — im Sarg, gewiss, aber eigentlich liegt er in diesem Labyrinth, in das er immer weiter hineingeraten ist, in diesem innern Labyrinth, wo schliesslich ganz einfach ein Stollen eingesunken ist und ihn begraben hat...”

Es wäre ungeschickt von uns, Ihnen die ganze Handlung des Romans zu erzählen. Obschon sie sehr einfach ist, erscheint sie befremdlich oder sogar verworren, wenn man sie herausheben und zusammenfassen will. Sie bildet eins mit der Atmosphäre des Buches, sie ist glaubhaft und selbstverständlich innerhalb dieser Atmosphäre, aber extravagant und unwahrscheinlich, sobald man sie ausserhalb, isoliert betrachten wollte. Es handelt sich um Claude, um seine Angst, zu werden wie der Vater, der nichts mehr ass, nur noch dachte, auf- und abgehend, „ein Schatten seiner selbst“. Claude hat Angst vor diesem Erbe, das er in „mainmorte“ besitzt, das heisst als unveräusserliches Gut, welches ihm niemand je aus der Hand nehmen wird... Es handelt sich fernerhin um die Frau, welche ihm gegenüber im Wartsaal sass, unbeweglich im Feuerschein und im wallenden Rauch, wie ein versteintes Bild im Fiebertraum. Es handelt sich um eine zweite Frau, Cécile Roy mit den klugen, dunkelblauen Augen. Claude ist Ingenieur in der Fabrik von Céciles Vater, wo diese ganze Geschichte spielt; er heiratet Cécile. Aber dies alles ist nicht wichtig, oder es ist nur wichtig um des „andern“, um des Geheimnisses willen. Wichtig ist die dreifache goldene Kette, mit dem Kopf eines Luchses geschmückt, welche die Frau im Wartsaal trägt, und welche Claude an Cécile widersieht. Wichtig ist der Fluch, der auf den einsamen Tälern lastet, wo die Fabrik sich befindet. Wichtig ist der Moment, wo Claude seine eigene Schrift nicht wiedererkennt, so unordentlich ist sie gewor-

den, wo seine Tränen auf den unvollendeten Brief niederfallen, „und er dachte zerstreut: ‚Ach! Jetzt fängt es schon wieder zu regnen an...‘“ Die Personen des Buches leben in einer unausgesprochenen Uebereinkunft, sie suchen das Geheimnis zu lüften, das über ihnen allen schwebt, sie wissen „dass sie einander die Seelen durchschauen, während sie gleichgültige Dinge reden.“ Sie haben alle einen magischen Hintergrund, sie leben unter einem Zauber und sind zugleich selbst Zauberer — aber Marteau hat begriffen, dass gerade „diese seltsamen Personen der allgewöhnlichsten Logik gehorchen, dass das Seltsamste in der Welt gerade die Regeln des alltäglichen Lebens sind.“ Schliesslich stösst Claude durch, er lüftet das Geheimnis, er kann den Fluch mit Céciles Hilfe bannen, Aber wie gesagt: dies alles ist eher Nebensache. Hauptsache sind Farben, Töne und Gesten, Hauptsache sind Tiere und Blumen in diesem Buch. Es ist ein Buch der imaginatio, der Ein-Bildungs-Kraft, ein wirkliches Dichterbuch mit Handlung statt Analyse, mit einer Fabel statt Erklärungen, mit Herbstzeitlosen und golden schillernden Luchsen statt abstrakten Problemen.

Wir sind Marteau dankbar, weil er imstande ist, uns eine neue Geschichte zu erzählen, eine die wir noch nicht kannten, und weil er den Mut hat, es zu tun.

Wenn wir alle besprochenen Bände durchgehen, wird eines klar: die Qualität der Werke ist direkt und genau proportional dazu, inwieweit der Autor neue Dinge sagt, Dinge die nicht von der ihn umgebenden Wirklichkeit abzuleiten sind, sondern aus seiner eigenen Einbildung stammen. Es mag Zeiten gegeben haben, wo das nicht so war; wo die Entwicklung und Erklärung der Wirklichkeit bessere oder ebenso gute Werke hervorbrachte wie die reine Phantasie. Heute ist unbestreitbar, dass das literarische Werk qualitativ besser ist, je unbekümmerter es eine eigene Welt eröffnet, in welcher alles „unerhört“ ist. Schliesslich liegt auch die Kraft eines Henry Dunant, und auf verborgener Weise die eines René Guisan, darin dass sie sahen und glaubten was nicht ist, und davon redeten. Das ist die Aufgabe des Dichters.

Kurt Sulger.

## Volkstümliche Darstellungen der Schweizergeschichte

In einem Aufsatz über „Johannes von Müllers Schweizergeschichte als nationales Vermächtnis“, welchen die „Neue Schweizer Rundschau“ im September 1940 veröffentlicht hat, stellt Dr. Fritz Ernst den „kritizistischen Positivismus“, dessen Geltung in der historischen Forschung zu Ende gehe, und die „aufklärende Geschichtsschreibung mit ihrem Ehrgeiz der Führung“ als Gegensätze oder doch als deutlich unterschiedene Arbeitsrichtungen einander gegenüber. Ohne Zweifel besitzen in der schweizerischen Historie die aufklärend-erzieherischen Werke zur Zeit das Uebergewicht. Die populären Gesamtdarstellungen oder die Abhandlungen über einzelne Epochen der schweizerischen Geschichte, welche

sich ausdrücklich nicht der Orientierung des Fachmanns, sondern der Belehrung der weiteren Öffentlichkeit widmen, folgen sich sogar in so kurzen Abständen, dass man allgemach erstaunt nach den eigentlichen Ursachen dieser raschen Folge zu fragen beginnt. Ebenso wenig lässt sich jedoch an der Tatsache zweifeln, dass diese Versuche zur Führung des allgemeinen geschichtlichen Bewusstseins, soweit sie nicht Bekenntnisse oder symbolistische Paraphrasen über ein von anderen erarbeitetes Stoffgebiet darstellen, sich die Ergebnisse der kritischen Forschung reichlich zunutze machen. Dieses Ineinanderfliessen zweier Betrachtungsweisen braucht weiter nicht zu verwundern. Denn Erziehung ist, wenn sie geistig orientiert bleibt, an objektive, überindividuelle Ziele gebunden.

Als hervorragendes Beispiel für die Vereinigung erzieherischer und historisch-kritischer Gesichtspunkte mag hier das gewichtige Werk von Dr. Arnold Jaggi genannt sein: „Aus der Geschichte Europas und der Schweiz von 1650 bis 1815. Dem Volk und seinen Lehrern erzählt“ (Verlag Paul Haupt, Bern 1940). Schon in seiner ersten, vom Zeiterlebnis ausgehenden Schrift: „Von Kampf und Opfer für die Freiheit“ hat sich der Berner Historiker als begabter Erzieher ausgewiesen; er versuchte, Wesenszüge der schweizerischen Staatsgeschichte in unmittelbare Beziehung zum Geschehen unserer Tage zu bringen und sie als Grundlage oder Rechtstitel einer tapferen Selbstbehauptung unseres Volkes hinzustellen. Auch das vorliegende Werk geht dem Appell an das Selbstbewusstsein des Schweizers nicht aus dem Weg; sein Stil ist schwungvoll, sein Ausleseprinzip liegt in der Richtung einer ernsten vaterländischen Besinnung. „Dass der Verfasser sich gerade dem Zeitabschnitt von 1650 bis 1815 zuwandte“, schreibt Jaggi, „ist selbstverständlich nicht zufällig. Das Wesen des Absolutismus, die grosse Revolution, der Untergang der alten Eidgenossenschaft, die Gewaltherrschaft Napoleons, die Befreiungskriege — all das sind Themen, die uns heute aufs innerste bewegen und bewegen sollen; denn sie haben mit dem Wohl und Wehe unseres Vaterlandes, ja geradezu mit unserer nationalen Existenz zu tun. Die Beschäftigung mit ihnen kann berufen sein, uns um einen Schimmer helllichtiger und vielleicht auch opferwilliger zu machen“. Die Versenkung in die Schilderungen Jaggis wird in der Tat manchen veranlassen, sein Urteil über das Daseinsrecht der Schweiz inmitten der gewaltigen und unserer Tradition vielfach widerstrebenden Umwälzungen in Europa klarer und eindeutiger zu fassen. Gewiss gibt sie auch manchem Lehrer Anlass, den geschichtlichen Unterricht oder die vaterländischen Gedenkstunden, die heute als Notwendigkeit empfunden werden, aus neuen Impulsen und tieferen Einsichten her zu gestalten.

Das ist die erzieherische Wirkung, die von dem vorliegenden Werke ausgeht. Nicht weniger nachhaltig ist die Befriedigung, die es in Hinblick auf den gebotenen Stoff und seine Deutung hinterlässt, im Hinblick also auf die Anforderungen, welche die vielgeschmähte positiv-kritische Forschung an ein Geschichtswerk zu stellen geneigt ist. Jaggi berichtet

nicht, wie es viele vor ihm getan haben, die Heldentaten der alten Eidgenossen, sondern er schildert eine Periode der Schweizergeschichte, die manche Historiker als eine Zeit des Abfalls vom wahren Wesen der Nation und des Verrats an ihren Lebensgesetzen entweder kurz abtun oder ganz in düstere Farben tauchen. Absolutismus und Helvetik, um die es im vorliegenden Werk geht, erstehen vor uns zudem nicht als isolierte eidgenössische Erscheinungen, sondern sie werden eingebettet in die grossen europäischen Zusammenhänge. Aber auch der entgegengesetzten Versuchung weiss Jaggi zu entgehen, die Vorgänge auf eidgenössischem Boden nämlich einfach als Reflexe europäischer Bewegungen hinzustellen. Er arbeitet die nationale Eigenart der schweizerischen Entwicklung, wenn von einer solchen für das 18. Jahrhundert schon gesprochen werden kann, nicht nur bei einzelnen Ereignissen, sondern auch bei Gelegenheit allgemeiner Charakteristiken klar heraus.

Als stofflichen Vorzug des Werkes möchten wir auch den Umstand anführen, dass alle Gebiete des öffentlichen Lebens mit derselben Sorgfalt behandelt werden. Diese vielseitige Anteilnahme war für eine Verlebendigung und Vergegenwärtigung des 18. Jahrhunderts unerlässlich; denn kein Abschnitt der schweizerischen Geschichte entbehrt im gleichen Masse wie das späte Ancien Régime der eindeutig vorherrschenden Interessenrichtungen, der markanten äusseren Ereignisse und der weit hin sichtbaren Kennzeichen. Vielleicht haben unsere Geschichtsschreiber vor Gagliardi und Feller die Epoche des Absolutismus nicht nur aus politischer Voreingenommenheit verkannt, sondern auch wegen ihres engen Urteils über das Wesen des Geschichtlichen: Wo nicht Vertragsunterhändler oder Kriegshauptleute das grosse Wort führten, gab es nach ihrer Ansicht nichts historisch Bedeutsames aufzudecken. Arnold Jaggi berichtet im Gegenteil von einzelnen Gestalten so gut wie von allgemeinen Zusammenhängen, von Wandlungen des Staatsgefüges wie von der wirtschaftlichen Entwicklung, von dem geistigen Ursprung der Aufklärung so gut wie von ihren konkreten Wirkungen auf Staat und Gesellschaft.

Dieses Streben nach einer Ausweitung des geschichtlichen Horizonts stellt schon an sich ein Verdienst dar. Der Verfasser beherrscht aber auch das Schrifttum zu den vielen Einzelercheinungen, die er darstellt, und wo die Literatur versagt, spürt man, wie emsig er sich mit den Quellen selbst beschäftigt hat. Selbstverständlich sind nicht alle Sachgebiete gleich einleuchtend behandelt. So fragen wir uns etwa, ob wohl ein Lehrer aus Jaggis Darstellung der Münzmanipulationen, welche dem Bauernkrieg von 1653 vorausgingen, die zum Zwecke des Unterrichts erforderliche restlose Klarheit schöpfen kann. In diesem Zusammenhang steht übrigens der Satz: „Seit dem Ende des Mittelalters bestand eine Unzahl von Währungen“. Ernst Feuz verwendet in seiner „Schweizergeschichte“ bei den Ursachen der gleichen Bauernerhebung sogar den Ausdruck „Valutaanpassungen“. Beide Bezeichnungen gehen an dem wahren Tatbestand vorbei, kannte die Schweiz doch bis ins späte 19. Jahrhundert nicht viel mehr als eine Sortengeldverfassung. Doch sollen

diese Einwände nicht den Eindruck verwischen, dass Arnold Jaggi unserem Volk und seinen Lehrern ein solid gearbeitetes, klar gegliedertes und geistvoll geschriebenes Buch geschenkt hat.

\*

Der „aufklärenden Geschichtsschreibung mit ihrem Ehrgeiz der Führung“ ist zweifellos auch die „Schweizergeschichte“ zuzurechnen, die Ernst Feuz im Schweizerspiegel-Verlag zu Zürich veröffentlicht hat. Sie wende, so steht im Vorwort zu lesen, „sich nicht an den Wissenschaftler, sondern an alle, die unser Land lieben“. Ihr Leitmotiv sei „der Schweizergedanke im Glanze seiner hellen, aber auch im Schatten seiner trüben Tage“. Der Verfasser verweist aber auch ausdrücklich auf sein „Bemühen, die Darstellung in gewissenhafter wissenschaftlicher Forschung zu verankern“. Noch näher rückt er sein Werk der positiv-kritischen Arbeitsweise, indem er nach Möglichkeit die Quellen selbst sprechen lässt; denn nichts kennzeichnet den Positivismus unter den historischen Methodenlehren deutlicher aus als das Bestreben, den Gang der Darstellung möglichst unmittelbar mit Urkunden und Schriftwechseln, mit Protokollen und Chroniken in Zusammenhang zu bringen.

Die Verbindung der beiden Darstellungsprinzipien scheint uns im Werke von Ernst Feuz nicht im selben Masse geglückt zu sein wie in der Arbeit Arnold Jaggis. Vor allem dient die Anführung der Quellen hier bloss als Stilelement — „Der Wortklang der Zeit soll an unser Ohr dringen“ — und nicht, wie es ihr ursprünglicher Zweck war, zur Rechtfertigung eigener oder neuer Ansichten. Wenn Feuz etwa in der Vorgeschichte der Helvetik den Wortlaut der Tagsatzungsabschiede und briefliche Aeusserungen von Peter Ochs einander gegenüberstellt, so steigert er wohl die dramatische Spannung seines Berichts. Doch im übrigen lässt er es bei den alten und nachgewiesenermassen ungerechten Urteilen über die Eidgenossenschaft des 18. Jahrhunderts bewenden: Sie habe ein „trostloses Bild“ geboten, ihre Aussenpolitik sei von „entsetzlicher Dürftigkeit“ gewesen, einzelne Massnahmen der Tagsatzung hätten „etwas wahrhaft Erschütterndes“. Ausserdem misst Ernst Feuz einzelnen Quellenbruchstücken grösseres Gewicht bei, als ihnen vielleicht in Wahrheit zukommt. So zitiert er etwa oppositionelle Stimmen mit einer Ausschliesslichkeit, als seien sie allein schon getreue Spiegelbilder der Wirklichkeit, und für die Beurteilung des Bauerntums durch die Oekonomischen Patrioten wählt er als repräsentatives Beispiel die Aeusserungen eines Pfarrers Fröhlich von Brugg, der weder zu den Spitzen der Bewegung zählte, noch in den Aargauer Untertanen, deren rückständige Wirtschaftsweise ja auch Johann Heinrich Pestalozzi oder die bernischen Landvögte seiner Zeit beklagten, typische Vertreter des schweizerischen Bauerntums vor Augen hatte.

Als stilistisches Mittel leisten die Quellenzitate bei Ernst Feuz allerdings wirksame Dienste. Sie beleben den Bericht in ähnlicher Weise wie die gutgewählten Bildbeigaben. Da unsere Zeit der unmittelbaren Anschauung, dem Bildhaften, der Illustration leichter erliegt als andere



Generationen, ist es denkbar, dass diese Anführung der Quellen der schweizerischen Geschichte Freunde wirbt in Kreisen, welche einer streng historischen Darstellung nicht zugänglich wären. Ausserdem ist nicht zu leugnen, dass durch die Wiedergabe zeitgenössischer Texte unsere Geschichte in einer Weise vielstimmig, vielsinnig und mannigfaltig wird, die dem föderativen Aufbau der Eidgenossenschaft in hohem Grade entspricht.

Georg C. L. Schmidt.

---

**Bezugsbedingungen:**

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Inseratenverwaltung Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

*Printed in Switzerland*

## *Blumen-Krämer*

Telefon 34686

Telegr.-Adresse:

Blumenkrämer

*Das Haus, das Jeden zufriedenstellt.*

**BAHNHOFSTRASSE 38 - ZÜRICH**

---

## **EMIL MEYER • Feine Herrenschniderei**

Sport- und Reitkostüme für Damen und Herren

Sihlstr. 3  
Cityhaus

**ZÜRICH**

Telefon 3 51 86